



Eine normale Familie

Wir waren eine „normale“ deutsche Nachkriegsfamilie: Meine Mutter hatte sich als Witwe mit zwei kleinen Töchtern irgendwie durch die Kriegsjahre gehandelt, mein Vater kam nach dem Krieg in den Ort, in dem sie lebte und irgendwann haben sie geheiratet.

Im September 1947 wurde ich geboren – und eigentlich war es klar, dass ich ein Sohn – der Sohn schlechthin – sein sollte. Immerhin waren bereits zwei Töchter vorhanden.

Da ich dem Anspruch, ein Sohn zu sein naturgemäß nicht gerecht werden konnte, mich aber, solange ich mich erinnern kann, immer darum bemüht habe, war ich bald gefangen: Kein Sohn, aber auch keine wirkliche Tochter. Ich war, will man meiner Mutter glauben, renitent, kämpferisch, frech, eigentlich überflüssig. Meine Mutter hatte inzwischen ihr Ziel erreicht, denn als ich ein gutes Jahr alt war, wurde mein Bruder geboren. Ich wurde ihr zunehmend lästig und eine Auseinandersetzung mit mir, dem heranwachsenden Mädchen, später der Pubertierenden, hat sie ebenso konsequent verweigert wie Zuneigung, Zärtlichkeit und Solidarität.

Mit der Zeit häuften sich die Drohungen: „Du kommst ins Heim!“ Dies wurde sozusagen die Standardantwort auf alle anstehenden Probleme. Egal, ob ich Schwierigkeiten in der Schule hatte, mit einem Jungen „ging“, zu spät nach Hause kam, bei der Hausarbeit nicht helfen wollte, eine freche Antwort gab, mein Zimmer nicht aufräumte, mir einen Lidstrich zog... Die Reaktion war immer: „Du kommst ins Heim!“

Als ich im Gymnasium die Versetzung verfehlte, wurde ich von dieser Schule genommen und kam auf die Mittelschule (heute Realschule), ging dann nach dem neunten Schuljahr von der Schule ab und fing eine Lehre als Dekorateurin und Polsterin an. Ein – ziemlich unrealistischer – Versuch meinem Traumberuf als Innenarchitektin näher zu kommen. Die Lehre „schmiss“ ich nach sechs Monaten. Kein großer Verlust aus heutiger Sicht, fegen konnte ich auch schon vorher. Dies brachte allerdings eine Wende: Meine Mutter ging daran, ihre Drohung wahr zu machen und setzte sich mit dem zuständigen Jugendamt in Stadthagen in Verbindung. Natürlich weiß ich nicht, was bei diesem ersten Kontakt besprochen wurde, aber etwa eine Woche nach diesem ersten Gespräch wurde ich von ihr zu einem gemeinsamen Gespräch mitgenommen.

Der Mitarbeiter des Jugendamtes nannte dort zum ersten Mal dieses Wort, das mich bis heute als Albtraum verfolgt: Birkenhof.

Nun, ich war relativ unvoreingenommen erstmal. Das Heim wurde mir als eine Art Internat geschildert, in dem ich meinen Schulabschluss nachholen könne, auch das Abitur, falls ich mich anstrenge, Sprachen lernen oder eine Berufsausbildung absolvieren. Das Heim – in Hannover – sei extra nahe bei Steinhude, dem Wohnort meiner Eltern gewählt, damit ich die Wochenenden und die Ferien zu Hause verbringen könne. Irgendwie erschien das ein guter Plan, denn auch ich war ziemlich ratlos, wie alles weitergehen sollte. Außerdem war das ein schöner Name für ein Internat: Birkenhof... Es klang nach sonniger Heidelandschaft, nach moosigen Hügeln und buntem Herbstlaub.

Birkenhof – Versuch einer Chronologie

Am 30. September 1963 war es dann soweit – ich wurde von einem Mitarbeiter des Jugendamtes abgeholt und nach Hannover gefahren, in den Birkenhof, und dort abgeliefert. Meine Ankunft beinhaltete einer sehr distanzierte Begrüßung, eine Ansprache des Leiters, eines Pastors, der mir irgendetwas erzählte über die Chance, die sich mir hier bieten würde. Dann wurde ich über den Hof geführt, in ein Backsteinhaus, Treppe hoch und in „meine neue Familie“. Die Ironie der Wortwahl sollte sich mir erst später entschlüsseln. Sofort aufgefallen war mir, dass die Eingangstür zur „Familienwohnung“ nur mit einem Schlüssel zu öffnen und zu schließen war.

Mir wurde ein Bett in einem 6-Bettzimmer zugewiesen, dann ging die Erzieherin, eine ältere, magere Frau mit makelloser Bluse, deren Kragen hoch unter dem Kinn von einer Brosche gehalten wurde, daran, im Ess- und Aufenthaltsraum meinen Koffer auszupacken. Jedes einzelne Stück wurde begutachtet, kommentiert („Geschminkt wird hier nicht, Nägel werden auch nicht lackiert... was meinst du wohl, wozu du hier hergekommen bist?“ und: „Ach, Unterhosen mit Spitze... Na, die können gleich wieder in den Koffer, die brauchst du hier nicht!“), jede Socke entrollt, durch jede Kleiderfalte fuhr ihr Finger. Erst jetzt fiel mir auf, dass keine einzige meiner langen Hosen im Koffer war. Alle meine mitgebrachten Bücher wanderten in einen bereitstehenden Karton mit dem Kommentar, dass ich hier erstens keine Zeit zum Lesen haben würde, und zweitens schon gar nicht diesen „Schund“. Auch die Bilder meiner Familie wurden begutachtet und dann achtlos zurück in den Koffer geworfen. Ich stand ziemlich eingeschüchtert daneben, sitzen durfte ich nicht, reden nur, wenn ich angesprochen wurde.

Als nächstes musste ich unter die Dusche („Wer weiß, was du alles mit rein schleppst“) und es wurde angekündigt, dass ich einem Arzt vorgestellt werden würde. Während ich mich wusch – das zweite Mal an diesem Tage, denn natürlich hatte ich am Morgen bereits zu Hause geduscht – und abtrocknete, stand sie dabei und sah mir zu.

Am späten Nachmittag wurde ich zum Gynäkologen gerufen. Natürlich in Begleitung. Ich ging über einen idyllischen aber menschenleeren Hof in ein anderes Haus, dort befand sich so etwas wie ein Krankenzimmer mit einem gynäkologischen Stuhl. Die Erzieherin forderte mich auf, Schuhe, Strümpfe und Unterhose auszuziehen und mich auf den Stuhl zu legen, die Beine in die Stützen, den Rock bis zur Taille geschürzt. Während ich da so lag – Stunden, wie es mir schien – und auf den Arzt wartete, stand sie daneben, betrachtete mich neugierig und ich schämte mich entsetzlich, halb nackt und mit gespreizten Beinen quasi vor ihr zu liegen. Dann kam der Arzt. Er begrüßte die Erzieherin und wechselte einige Kommentare mit ihr... ich meine mich zu erinnern, dass er mich en passant „kleine Dirne“ nannte und „hoffentlich ist sie wenigstens gewaschen“, was die Erzieherin bejahte, denn immerhin hatte sie mich ja unter die Dusche gesteckt und zugeguckt, dass ich auch alles richtig und gründlich erledigte. Mich begrüßte der Arzt weder noch wechselte er überhaupt ein Wort mit mir. Die Untersuchung von diesem sadistischen alten Mann gehört zu dem Schmerzhaftesten, Ekelhaftesten und Demütigsten, was ich je erlebt habe. Ich glaube, ich habe geschrien und geweint, denn ich erinnere mich daran, dass die Erzieherin sagte, ich solle mich nicht so anstellen, das

müsse sein und wieder dieses „wer weiß, was du alles mit rein schleppst“. Ich wusste es nicht – ich wusste nicht einmal, wovon sie redete, ich wusste nur eines: der Alte zwischen meinen Beinen riss mich auseinander, ich würde nie wieder laufen können und das Brennen war wie Feuer! Wieder gab der Arzt knurrende Kommentare von sich, ich habe nichts verstanden, ich glaube sowieso, es war alles an die Erzieherin gerichtet, die sich Notizen in ein mitgebrachtes Buch machte (nehme ich an), dann erhob sich dieser schreckliche Mensch, verabschiedete sich von der Frau und ließ mich kommentarlos liegen, heulend und mit schmerzverzerrtem Gesicht. Als wir wieder allein in dem Raum waren, schnaubte meine „Familienmutter“ (so hatte sie sich vorgestellt), ich solle mit dem Geheule aufhören und mich anziehen, schließlich habe sie noch anderes zu tun. Als ich auf dem Boden stand, wankte ich und konnte in der Tat kaum gehen, musste mich aber beeilen und hinter dieser „Mutter“ her rennen, aus dem Haus, über den Hof, in „unser“ Haus, in mein Zimmer und die paar mir verbliebenen Sachen aus dem Koffer in einen Schrank räumen. „Und zwar ordentlich!“ Dann musste ich bis zum Abendessen in dem Zimmer auf einem Stuhl sitzen.

Beim Abendessen wurde ich den anderen Mädchen, vielleicht 20 oder 25, als „die Neue“ vorgestellt, sass stumm da und kriegte keinen Bissen herunter, mir tat der Unterleib schrecklich weh und zum ersten Mal bekam ich eine Ahnung, das dies hier keineswegs ein Internat war.

Nach einer unruhigen ersten Nacht wurde ich durch ein lautes Klingeln am nächsten Morgen geweckt. In aller Eile drängten sich alle sechs Mädels in dem Zimmer um das kleine Waschbecken – vor dem Frühstück mussten die Betten tadellos hergerichtet, die Zimmer aufgeräumt, das Waschbecken gesäubert, Zahnbürsten und Waschzeug in Reih und Glied auf der Ablage stehen. Dann musste eine hässlich, blau karierte Schürze umgebunden werden und es ging in das Esszimmer, welches ich vom Vorabend bereits kannte und in dem zwei Mädchen dabei waren, die Tische einzudecken. An einem Vierertisch wurde für die Erzieherin mit besonderem Geschirr gedeckt, drei Mädchen hatten jeweils das Privileg, dort mit ihr zu sitzen. Welch ein Privileg das war, entdeckte ich in den folgenden Wochen: Die Erzieherinnen bekamen ein anderes Essen und wer an ihrem Tisch saß konnte darauf spekulieren, ein wenig davon zu profitieren: mal ein halbes Brötchen, mal ein bisschen Marmelade, die nicht nur undefinierbar schmeckte, vielleicht sogar – oh, Hochgenuss – ein bisschen Butter oder einen Schluck Bohnenkaffee, mal ein Stückchen Fleisch, das nicht überwiegend aus Fett und Schwabbel bestand. Natürlich kamen nur die an diesen Tisch, die sich so verhalten hatten, dass die Erzieherin sie für „würdig“ ihrer Gesellschaft und ihrer Essensreste befand.

Die ersten Tage wurde ich zur Hausarbeit eingeteilt. Das hieß Tische abräumen, Gemeinschaftsklos und –Duschen putzen, den langen Flur fegen, wischen, bohnen, blankreiben, die Türen abwischen, Türklinken putzen, und so weiter, und so weiter. Der Flur musste auf den Knien gewischt, gebohnt und gewiehnert werden, die (vorhandenen) Bohnerbesen durften auf keinen Fall benutzt werden. Bis Mittag musste alles fertig sein, denn dann kamen die anderen Mädchen von ihren Arbeitsstellen zurück, zwei oder drei brachten das Mittagessen in großen Kübeln mit. Gleich nach dem Essen ging es mit irgendwelchen Hausarbeiten weiter bis zum Abendessen. Wieder dieselbe Routine: Eindecken, Essen auftragen, Essen, Tisch abräumen, die „Hausmädchen“ hatten noch abzuwaschen und die Küche in Ordnung zu bringen, dann war noch Zeit für ein wenig Herumsitzen im Esssaal, um 9 Uhr ging es in die Zimmer, fertig machen für die Nacht – wieder das Gedränge vor dem Waschbecken, wieder das Putzen des Beckens und das Ausrichten der Waschsachen. Um 9.30 Uhr wurde das Licht ausgedreht und für eine Weile sah ich noch das Licht vom Flur durch den Spion herein leuchten. Eine Weile hörte ich noch ein leises Getuschel, es durfte im Bett nicht gesprochen werden, dann schliefen alle erschöpft ein.

Ich glaube, ich habe etwa zehn Tage im Haus zugebracht – in dieser Zeit war ich nicht einmal auf dem Hof. Aber ich lernte eine Menge: Die zwei oder drei Mädchen in dieser sackartigen Einheitskleidung waren ausgerissen und zurück gebracht worden, sie trugen „Strafkleidung“; geduscht wurde nur samstags; nachts wurden die Zimmertüren zwar nicht abgeschlossen, aber sie durften dennoch auf keinen Fall geöffnet werden, denn dann schrillte eine Klingel durch den ganzen Flur, an der Korridorwand hing ein Kasten mit den Zimmernummern, in dem mit dem Klingeln die entsprechende Nummer herunterfiel und es gab empfindliche Strafen, wenn man keine gute Entschuldigung für das Türaufmachen hatte. Nachts pinkeln? Besser nicht! Und wenn, dann ins Waschbecken. Das sei unhygienisch? Wer sich ekelt, hat selber Schuld! Außerdem erfuhr ich, dass der Zaun um das Gelände 2 m hoch sei und oben mit nach innen geneigtem Stacheldraht bewehrt, zwischen dem ersten und einem zweiten, niedrigeren laufe nachts ein Schäferhund seine Runden.

Dann kam ich in die Heißmangel... Früh morgens, gleich nach dem Frühstück ging es los, wir gingen in Zweierreihen, wurden zur Arbeit begleitet – die Schlangen machten an den unterschiedlichen Stellen halt, dort wurden die Mädchen von den entsprechenden Aufseherinnen an der Tür erwartet. Bis zur Mittagszeit wurde ohne Pause durchgearbeitet, dann ging es wieder vor die Tür, aufstellen, warten bis wir abgeholt wurden. So kamen wir ziemlich komplett und in Zweierreihen wieder in unseren Häusern an. Dort wurde die Tür von der Erzieherin aufgeschlossen, es wurde nachgesehen, ob alle da seien, dann durften wir rein, kurz zu einem Toilettengang, Hände waschen, an die gedeckten Tische setzen, beten, essen. Zwar durfte beim Essen geredet werden, allerdings nur sehr verhalten, kein Schreien, kein Lachen. Am Tisch der Erzieherin wurde entweder höflich Konversation gemacht oder eisern geschwiegen, je nachdem, in welcher Laune sie war.

Nach dem Essen konnten wir alle noch einmal zur Toilette, oder uns noch flink das Gesicht waschen oder auch einfach noch einen Moment am Tisch sitzen bleiben. Viel Zeit blieb sowieso nicht, dann ging es wieder los: Zweierreihen, über den Hof, ohne Umwege direkt zurück zur Arbeit. In der Heißmangel mussten wir die Wäsche von hannoverschen Hotels mangeln. Es war schwere Arbeit und die ersten Tage waren von ziemlichem Muskelkater vor allem in den Armen begleitet. Aber es gab keinen Aufschub für so etwas „albernes“, es wurde gearbeitet und dabei musste weitgehend geschwiegen werden. Immerhin arbeiteten an den Mangeln Mädchen aus unterschiedlichen „Familien“ und da war ein Kontakt zumindest unerwünscht, wenn nicht gar verboten.

Nach etwa vier Monaten habe ich es nicht mehr ausgehalten. Der Druck, die Verhöhnung, die Erniedrigungen, die extremen Einschränkungen, der absolute Mangel an Freundlichkeit, die Freudlosigkeit, die viele Arbeit (zehn Stunden am Tag, sechs Tage die Woche), die leeren Stunden an den Sonntagen, der Mangel an kulturellen Reizen, die Einseitigkeit des Essens, die stets zynische Erzieherin. Als mir ein Mädchen erzählte, sie wolle abhauen und ob ich mit von der Partie sei, stimmte ich sofort und ohne Bedenken zu. Ich wollte nur noch eines: RAUS! Wir fingen sofort an zu planen und beschlossen, dass ich mich um eine Arbeit im Altersheim bewerben solle. Dort arbeitete auch dieses Mädchen und sie erzählte, dass man von den Bewohnerinnen manchmal kleine Geldbeträge geschenkt bekomme. Und wenn man die nicht abgäbe sondern verstecke...

Ich bekam die Arbeit im Altenheim zugewiesen, es war dieses eine Vertrauensstelle, da man das Heim durch die Pforte verlassen musste. Ich arbeitete dort einige Wochen glaube ich und sah bald, dass es nicht die beste Wahl war. Zwar waren die Bewohnerinnen sehr nett und dankbar, schenkten mir in der Tat ab und an mal 50 Pfennig oder gar eine Mark, aber die Arbeit war viel zu verantwortungsvoll und ich wurde fast von Anfang an als Hilfspflegerin eingesetzt. D.h., es gehörte neben dem obligatorischen Putzen zu meinen Aufgaben, die alten Damen zu waschen, sie auf Toilettenstuhl oder Schieber zu setzen, sie zu füttern und umzubetten. Abends verabschiedeten sich die Angestellten häufig lange

bevor der Nachtdienst seine Schicht angetreten hatte und ich war allein auf der Station und voll verantwortlich. Und tatsächlich: eines abends vergaß ich eine alte Frau auf dem Toilettenstuhl. Ich weiß nicht, was mit ihr passiert ist, ich bin nie darauf angesprochen worden, aber der Gedanke an die zierliche, etwas verwirrte alte Frau, die die ganze Nacht auf dem Stuhl sitzen musste, verfolgte mich noch jahrelang!

Dann eines Tages war es soweit: Wir hatten genug Geld beisammen, um uns eine Straßenbahnkarte und vielleicht auch noch etwas zu essen zu kaufen und beschlossen, an diesem Morgen einfach am Altersheim vorbei und zur nächsten Straßenbahnhaltestelle zu gehen. Es war ein Sonntagmorgen und die Straße war menschenleer. Als wir das Tor des Altersheims hinter uns gelassen hatten, banden wir unsere Schürzen ab, rollten sie zusammen und warfen sie später in ein Gebüsch. Das andere Mädchen hatte einen italienischen Freund und so fuhren wir mit der Straßenbahn und dem Zug nach Seelze, kletterten dort irgendwo auf Gleisen herum, bis wir die abgestellten, ausgemusterten Personenwaggons fanden, in denen italienische Gastarbeiter untergebracht waren. Es war ziemlich schrecklich dort, Züge fuhren durch die Gegend, Bremsen kreischten, es war ein ständiger Lärm. Und mittendrin die Waggons, in denen es sich ein dutzend Männer mehr oder weniger „gemütlich“ gemacht hatten. Ich war zutiefst beeindruckt ob dieser absolut unwürdigen Unterbringung für Menschen, die als „Gäste“ in Deutschland arbeiteten. Die Männer selbst waren sehr nett, sie schienen froh, mal eine Abwechslung zu haben, versorgten uns mit Essen und behandelten uns im übrigen so, als seien wir ihre Töchter oder Schwestern. Nach drei oder vier Tagen bekam ich meine Mens. Ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte, ich hatte kein Geld, keine Binden, und mochte keinem der Männer mein Problem erzählen und sie bitten, mir Binden zu besorgen. Also habe ich mit einem von ihnen, der mir eh geraten hatte, ich solle lieber zurückkehren, gesprochen, dass ich zurück wolle in den Birkenhof. Ich glaube, er hat mir dann Geld für den Zug und die Straßenbahn gegeben. So stand ich dann wieder vor der verhassten Pforte.

Meine größte Angst galt – wie es sich herausstellen sollte zurecht – dem erneuten Arztbesuch. Aber erst einmal wurde ich wieder zu dem Pfarrer geschleppt, der mir eine triefende, beleidigende und höhnische Moralpredigt hielt. Natürlich wollte er wissen, wo ich die Zeit „draußen“ zugebracht habe. Da ich aber die netten Italiener auf keinen Fall in Schwierigkeiten bringen wollte, schwieg ich eisern worauf er ziemlich wütend wurde und mich als Miststück und Dirne beschimpfte.

Irgendwann kam dann „meine Familienmutter“ mit verkniffenem Gesicht in den Raum und holte mich ab zum Duschen. Diesmal gab sie mir einen steifen, rauen Lappen und ich musste an mir herum schrubben, bis mein Haut ganz rot war und brannte. Dann warf sie mir ein paar Kleidungsstücke hin, Unterwäsche, ein Kleid, Strümpfe und sogar Schuhe, alles zu groß, nichts davon war meines. Strafkleidung! Die würde ich nun 3 Wochen lang tragen müssen. Angezogen musste ich sie wieder in das Krankenzimmer mit dem gynäkologischen Stuhl begleiten. In mir krampfte sich alles zusammen, die Angst stieg in Wellen in mir hoch, als ich mich auf den Stuhl legte und den Rock bis zur Taille hochzog. Diesmal kam der Arzt fast sofort rein und sein erstes Wort war: „ach, da haben wir ja mal wieder eine Filzläusträgerin“. Dann riss er wieder an mir rum, wieder litt ich Höllenqualen gepaart mit Scham und Angst. Er fluchte, als ich mich weiter verkrampfte und mich auf dem Stuhl wand, meine „Familienmutter“ guckte mich an mit Augen wie Kieselsteine.

Ich hatte dennoch „Glück“, ich kam zurück in dieselbe „Familie“, musste mich also nicht wieder um gewöhnen, neue Mädchen kennenlernen, neue interne Strukturen, mich neuen Machtkämpfen stellen, bzw. mich in einer Gruppe neu positionieren. Dazu kam, dass Mädchen, die abgehauen waren, einen gewissen Stellenwert in der internen Hierarchie einnahmen. Gut, meine wurde durch mein freiwilliges Zurückkehren etwas geschmälert, dennoch war ich einige Stufen hochgeklettert und wurde von den anderen mit etwas mehr Respekt behandelt.

Aber erst einmal kam ich für drei Tage ins „Zimmer“. Ein Einzelzimmer mit Tisch, Bett, Stuhl und leerem Schrank. Die Tür wurde hinter mir verschlossen und das Essen durch die Tür geschoben. Ich bekam niemanden zu Gesicht, es war streng verboten, mit jemanden ein Wort zu wechseln, aus dem Fenster zu schauen, auf dem Bett zu liegen. Da das Zimmer von außen einsehbar war und jeder Verstoß gegen diese Regeln einen Tag mehr im Zimmer bedeutete, tat man gut daran, sich weitgehend an diese Regeln zu halten. Es war grauenhaft, die Tage zogen sich wie Gummi in die Länge, die Nächte waren unruhig und von Träumen geplagt, die Stummheit gab mir das Gefühl, ich habe meine Zunge verschluckt. In dieser Zeit habe ich mich zum ersten Mal in meinem Leben absichtlich verletzt. Ich ritzte mir mit einer Nadel, die eine Essensbringerin mir ins Zimmer geschmuggelt hatte, einen Namen in den linken Unterarm. Ich habe die Spuren, die die Nadel in meiner Haut hinterließ, immer und immer wieder nachgezogen, bis ich relativ tiefe, offene Wunden hatte. Es tat ziemlich weh, aber immerhin fühlte ich mich so ein wenig lebendig und hatte das Gefühl, etwas aus eigenem Willen zu tun. Außerdem wollte ich eine Narbe, etwas, was mir blieb von meiner Verzweiflung, etwas, was ich herzeigen konnte!

Zwei oder drei mal bin ich erwischt worden, dass ich etwas Unerlaubtes tat. Einmal habe ich aus dem Fenster geschaut, als unten die Mädchen von der Arbeit gekommen sind und sie haben gesungen: „Birkenhof, du Mörder meiner Jugend, Birkenhof, du Irrenhaus“. Sie haben es für mich gesungen, mussten auch sofort wieder aufhören damit – das Lied war strengstens verboten... Ich musste für den einen Blick aus dem Fenster einen weiteren Tag im Zimmer bleiben.

Nach den Tagen im Zimmer musste ich wieder arbeiten. Diesmal wurde ich in der Großküche eingesetzt, beim Abwasch. Wir wuschen in riesigen Bottichen mit sehr, sehr heißem Wasser ab, die Hände weichten auf, fühlten sich taub an, die Haut ging kaputt. Auch sonst war es im Abwasch fast unerträglich heiß, es gab keine vernünftige Lüftung und außerdem roch es immer nach Essensabfällen, nach Vergorenem, nach Gammel. Es war eklig. Einfach nur eklig.

Zu dieser Zeit war ich schon weitgehend verstummt, traute mir nichts mehr zu, misstraute allem und jedem und vor allem mir selbst und meinen Gefühlen und Fähigkeiten.

Sechs Monate später wurde mir eröffnet, dass ich für fünf Tage nach Hause fahren dürfe... Urlaub! Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mich besonders gefreut hätte. Was hieß das schon: Nach Hause... Wussten nicht längst alle Nachbarn, an welchem schrecklichen Ort ich war? Würden nicht alle über mich tuscheln? Würde meine Mutter mich nicht nur noch mit Verachtung betrachten, jetzt wo ich erwiesenermaßen „schwer erziehbar“ war? Wie würde mein Vater auf seine misstratene Tochter reagieren? Was würde mein Bruder sagen? Meine Schwestern? Klar, irgendwie war der Gedanke auch gut, ein paar Tage in Freiheit zu sein... aber welchen Preis würde ich zahlen müssen?

Ich bekam Geld für die Fahrt mit Straßenbahn, Zug und Bus und das Tor öffnete sich für mich. Ich kann mich eigentlich nur an die Fahrt erinnern. Ich fühlte mich unwohl und unruhig, hatte die ganze Zeit das Gefühl, dass ich etwas Verbotenes tu, dass mir alle ansehen mussten, woher ich kam, dass ich weder auf die Straßen, noch in die Bahn oder den Bus gehörte. Ich hatte Angst und fast hätte ich mir gewünscht, zurück zu sein. An die Zeit im Hause meiner Eltern erinnere ich mich gar nicht, auch nicht an die Rückfahrt. Nur – und damit hatte ich diesmal einfach nicht gerechnet – an die wiederkehrende Prozedur mit Dusche und Arzt. Ich war wieder angekommen! Und ich erinnere mich, dass ich sehr cool abends am Tisch saß und mich hütete, von meinen Schmerzen und meiner Angst zu reden.

Ich bekam wieder einen neuen Arbeitsplatz zugewiesen. Diesmal kam ich in die Nähstube, wo wir vorgefertigte Kinderkleider zusammensetzen mussten. Die Nähstube war eine

kleine, etwas düstere Butze unter dem Dach, galt als privilegierter Arbeitsplatz und in der Tat war die zuständige Erzieherin, eine ehemalige Schneiderin, recht liebenswürdig. Manchmal hat sie uns Geschichten vorgelesen beim Nähen.

Knapp zwei Monate nach meinem traurigen Urlaub bin ich wieder weg aus dem Birkenhof. Wieder mit einem anderen Mädchen und wir sind getrampt... im letzten Auto, das uns mitnahm, lag hinten eine Polizeimütze... Und wieder zurück, wieder Dusche, wieder Arzt, wieder Zimmer, wieder Strafkleidung, und wieder zurück in die Küche an den Abwasch.

Diesmal blieb ich nur knapp vier Wochen, dann war ich wieder weg. Noch in Strafkleidung bin ich mit einem anderen Mädchen über den Stacheldrahtzaun geklettert. Ich weiß nicht mehr, wie wir darüber gekommen sind, ich weiß auch nicht mehr, wo der Köter war an dem Abend, ich weiß auch nicht mehr, wie wir es überhaupt angestellt haben, am Abend und allein noch draußen zu sein... Aber ich sehe heute noch die Narben an Händen, Füßen und Beinen von den Verletzungen, die ich mir im Stacheldraht zugezogen habe. Wieder sind wir zu Freunden von dem anderen Mädchen gegangen, es waren Sinti in der Nähe von Nienburg, die uns bei sich versteckten und mir später auch einen Job als Haushaltshilfe in einer kleinen Dorfkneipe besorgten. Inzwischen wurde ich von der Polizei gesucht und musste ständig auf der Hut sein.

Irgendwann hat mich meine Chefin „enttarnt“, mir war es eigentlich Recht, ich hatte keine Kraft mehr, ständig neue Lügen zu erfinden. Aber sie war nett, verständnisvoll und, nachdem ich ihr endlich alles erzählt hatte, der Meinung, ich dürfe auf keinen Fall wieder in das Heim zurück. Sie rief statt dessen meine verheiratete Schwester an, die mich am selben Abend noch abholte und mich nun wiederum bei sich versteckte. Nach ein paar Tagen hat sie meinem Vater erzählt, dass ich bei ihr sei. Mein Vater hat sich an einen Anwalt gewandt, weil er wohl meinte, dass nun endgültig genug war und meine Eltern wollten das Erziehungsrecht zurück haben. Das stellte sich dann als recht schwierig heraus und wieder musste ich „verschwinden“. Ich wurde auf Anraten des Anwaltes von meinem Vater nach Süddeutschland verfrachtet, blieb da bei Bekannten, bis die Rückführung des Sorgerechtes vom Jugendamt auf meine Eltern gerichtlich durchgesetzt wurde. Erst dann durfte ich wieder nach Hause...

Besonderheiten

Es gab im Birkenhof ein ziemlich ausgefeiltes System von Kontrollen, Strafen, Erniedrigungen, harter Arbeit und starrer Disziplin.

Zu den Strafen zählte (außer dem Zimmereinschluss und der Strafkleidung), dass die Erzieherin diejenige gnadenlos die Nacht über auf dem Gang stehen ließ, die es gewagt hatte, die Zimmertür nach dem Ausschalten des Lichtes und dem damit verbundenen Anstellen des Alarms zu öffnen. Wurde sie dabei selbst aus dem Schlaf gerissen, so galt kaum eine noch so überzeugende Erklärung. Da hieß es auf dem Gang ausharren, egal wie kalt es war.

Mich selbst traf dies einmal besonders hart. In dem 6-Betten-Zimmer muss etwas einigermaßen dramatisches vorgefallen sein, ich weiß nicht mehr, was es war, aber ich weigerte mich, noch eine Nacht länger in dem Zimmer zu schlafen. Meine „Renitenz“ brachte mir fünf Nächte im Flur ein, fünf Nächte im Nachtzeug, ohne Decke ohne Kissen. Und natürlich musste ich tagsüber genauso arbeiten, wie alle anderen. Nach den fünf Nächten bekam ich dann ein anderes Zimmer zugewiesen.

Eine Zeitlang war ein Mädchen bei uns, die das Bett nässte. War das passiert, so musste sie, während wir anderen frühstückten, mit ihrem nassen Bettzeug von Tisch zu Tisch gehen und uns allen das Bettzeug zum Riechen hinhalten. Dabei wurde sie nach Kräften von der Erzieherin und den anderen Mädchen verhöhnt. Ich erinnere mich ziemlich gut an diese Szenen: sie war ein großes, starkes, ziemlich aggressives Mädchen und eigentlich

hatte ich eher etwas Angst vor ihr. Aber während sie die Tour um die Tische machte und ihr Gesicht zusehends verfiel, tat sie mir furchtbar leid – obwohl ich mich sicher an der Verhöhnung beteiligt habe.

Alleinsein gab es während meiner Zeit im Birkenhof, außer nachts und in dem verhassten Strafzimmer so gut wie nie. Wir wurden immer und überall hin begleitet, gingen eigentlich immer in Zweierreihen, auch war es auf dem Hof beim gelegentlichen Sonntagsspaziergang oder auf dem Weg zur Arbeit nicht erlaubt, mit den Mädels aus anderen Gruppen Kontakt aufzunehmen. Schlossen sich zwei Mädels zu eng aneinander, so wurde eine von beiden aus der Gruppe in eine andere verlegt.

Einkaufen im Lädchen... Ich weiß nicht mehr wirklich, wie „hoch“ unser Stundenlohn war, aber die Zahl von vier Pfennigen geht mir im Kopf herum. Selbstverständlich sahen wir dieses Geld nie, es wurde in ein Buch der Erzieherin eingetragen und einmal alle vier oder sechs oder acht Wochen wurde das Lädchen aufgemacht und wir durften einkaufen... Seife, Shampoo, andere Hygieneartikel, Haarspangen, etc. Das Lädchen wurde vom Birkenhof betrieben. Unsere Einkäufe wurden von der Erzieherin in einem Buch vermerkt, es wechselte kein Geld den Besitzer. In den Laden wurde diejenige nicht mitgenommen, die das Missfallen der Erzieherin erregt hatte.

Geld... was war das doch gleich? Es war nicht gern gesehen, dass die Eltern ihren Töchtern Geldbeträge zusteckten. Taten sie es dennoch, so musste dies umgehend gemeldet werden, für das Zurückhalten von Geld gab es strenge Strafen.

Besuch durfte alle sechs Wochen kommen. Es durften nur engste Familienmitglieder (Eltern und Geschwister) besuchen und vielleicht mal ein Pastor. Die Besuche fanden statt in einem Besuchszimmer im Haupthaus und waren zeitlich streng begrenzt.

Briefe durften ebenfalls alle sechs Wochen geschrieben werden. Dazu saßen alle an einem Sonntagnachmittag im Speisesaal, Papier und Stifte bekamen wir zugeteilt und sie wurden uns mit Abgabe des Briefes wieder abgenommen. Die Briefe mussten offen abgegeben werden, sie wurden zensiert, bzw. gar nicht erst abgesandt, falls etwas negatives darin stand. Einkommende Briefe wurden ebenfalls an diesem einen Tag verteilt, auch sie waren geöffnet und gegebenenfalls zensiert. Oder auch sie wurden gar nicht erst ausgeliefert. Fotos, die mit den Briefen kamen, durften betrachtet werden, so es sich denn um Familienfotos handelte, dann wurden sie wieder abgenommen und verwahrt.

Strafkleidung gab es auch noch in Abstufungen... die niedrigste Stufe war Zivilkleidung, alles ein paar Nummern zu groß, angefangen von der Unterwäsche, über das Kleid bis hin zu Strümpfen und Schuhen. Schlimmer noch war die einheitliche Anstaltsstrafkleidung. Sie war dunkelblau und dunkelgrün kariert. Es gab eine ganze „Familie“, in der die Mädchen ausschließlich Strafkleidung trugen. Die Strafkleidung diente sicher mehreren Zwecken: Einmal sollte es so schwerer gemacht werden, dass das bestrafte Mädchen wieder abhaut; zum anderen war es eine Art Pranger: Jede Mädchen, jede Erzieherin auf dem Gelände konnte sofort erkennen, dass man bestraft wurde; nicht zuletzt diente sie sicher dazu, die Eitelkeit der bestrafte jungen Frau zu düpiieren.

Verhöhnern, Niedermachen, Verspotten, an den (verbalen) Pranger stellen, Demütigungen, Schlafentzug (auf dem Flur stehen) waren an der Tagesordnung und hingen von der Tagesform der Erzieherin ab.

Erziehung wurde zwar groß geschrieben im Birkenhof, bestand aber nur aus Arbeit, Disziplin, Demütigung und Indoktrination. Es gab keine Gespräche, keine Beratungen, weder Gruppen- noch Einzelgespräche, niemals habe ich so etwas wie eine Psychologin oder Sozialarbeiterin dort gesehen. Die Erzieherin war offensichtlich der Meinung, dass es für uns nur drei Zukunftsperspektiven gab: Wenn wir ganz großes Glück hatten, wurden wir von einem ordentlichen Mann geheiratet; glücklich auch noch die zweite Perspektive –

eine Arbeit in irgendeiner Fabrik. Die dritte Perspektive allerdings hielt sie für die wahrscheinlichste: Die meisten von uns würden auf dem Strich oder im Gefängnis landen – oder beides!

Indoktriniert wurden wir systematisch: Jeden Sonntag gab es „politischen Unterricht“ von dem Heimleiter. Es hat Jahre gedauert, bis ich Worte wie „Sozialismus, Kommunismus, Kuba, Sowjetunion“ wieder benutzen konnte, ohne das Gefühl zu haben, wüsteste Beschimpfungen auszusprechen.

Kulturelle Aktivitäten wie Kino, Theater, Lesen, Diskussionen, Unterricht, selbst Fernsehen glänzten durch absolute Abwesenheit.

Das Essen war billig und irgendwie... nahrhaft. Das heißt es bestand hauptsächlich aus kalorienhaltiger Kost, zerkochtem Gemüse und irgendwelchen undefinierbaren Eintöpfen. Wenn es Fleisch gab, so war dies in der Regel schwabbelig, fettig und paniert. Alles wurde in riesigen Kübeln aus der Küche an die „Familien“ geliefert. Man wurde satt, es wurde auch nicht zum Essen gezwungen, gab aber auch keinen Ersatz, falls jemand etwas absolut nicht mochte.

Es wurde immer gemunkelt, dass dem Essen Medikamente beigemischt wurden. Ich kann das weder bestätigen, noch kann ich es ausschließen. Ich weiß nur, dass ich in Windeseile aufging wie ein Hefekloß und ziemlich aufgeschwemmt war. Das erinnert auch meine Schwester mit Schrecken. Die Erzieherinnen bekamen anderes Essen.

Medikamente wurden bei besonderen Gelegenheiten gegeben. So bekam ich eine Zeitlang ein Beruhigungsmittel, das ich jeden Morgen unter Aufsicht einnehmen musste. Ich habe allerdings vorher keinen Arzt gesehen und es wurde mit mir weder über das Medikament an sich noch über die Medikamentengabe gesprochen. Und selbstverständlich wurde ich weder über die Wirkung noch die Nebenwirkungen aufgeklärt.

Vorbereitungen und Hilfestellungen für ein Leben nach dem Birkenhof fanden ebenfalls nicht statt. Die jungen Frauen wurden mit spätestens 21 Jahren entlassen. Fertig.

Ich bin schlecht und unfähig – oder: Wie weiterleben nach dem Birkenhof

Jahrelang haben mich die wüstesten Alpträume gequält von dieser Zeit im Birkenhof. Ich wachte dann schweißgebadet auf und konnte vor Panik nicht wieder einschlafen. Wieder und wieder sah ich mich eingesperrt, der Stacheldrahtzaun zog sich durch jeden Traum, die Angst eventuell auch mal das Bett zu nässen. Ich fühlte mich in meinen Träumen oft so schmutzig, dass ich mitten in der Nacht aufstehen musste, um mich zu waschen. Noch heute kann ich geschlossene Türen kaum aushalten, auch (oder besonders) nicht die Tür meines Schlafzimmers.

Andere Dinge belasten ich eher mehr: Ich sehe und finde an allem, was um mich herum passiert immer meine eigene Schuld, bin auch heute noch ziemlich leicht zu verunsichern, schäme mich abgrundtief meiner selbst, finde mich oft unausstehlich. Selbst wenn ich inzwischen gelernt habe, über meine Gefühle zu reden, so stehe ich oft quasi neben mir, sehe mir zu und fühle tief in meinem Innern, dass das alles gar nicht stimmt. Meine Liebe nicht, meine Freundlichkeit nicht, mein Schmerz nicht. So als sei ich immer noch, immer wieder die 16-jährige, die etwas verstecken muss, die etwas erfinden muss, um zu einem Ziel zu gelangen, die auf jeden Fall ständig auf der Hut sein muss und die dann auch immer wieder zu Recht bestraft wird.

Eine positive Konsequenz habe ich allerdings auch bemerkt: ich habe mich immer absolut solidarisch mit meinen eigenen Kindern verhalten! Das war nun aber keineswegs ein Verdienst des Birkenhofes oder der dort angewandten „Erziehungsmethoden“, aber immerhin eine für mich logische Konsequenz aus dem Erlebten.

Heute erst, ich bin inzwischen 61 Jahre alt, fühle ich mich halbwegs in der Lage, über den Birkenhof und meine Zeit dort zu reden. Es war so gut wie nie Thema, weder mit meinen Eltern jemals, noch mit meinen Partnern, mit Freunden oder meinen Kindern. Ich würde sagen, ich habe die Birkenhofzeit weitgehend aus meinem Leben verbannt. Sie taucht weder in meinem Lebenslauf auf, noch habe ich sie während einer längeren Therapie erwähnt, die ich vor einigen Jahren gemacht habe. Manchmal hatte ich sie sogar vergessen. Fast. Selbst meine engsten Freundinnen wissen so gut wie nichts über diese Zeit. Zu tief steckt die Scham noch in mir, zu tief die Angst, verachtet zu werden. Zu tief auch die innere Überzeugung, eine Schuld auf mich geladen zu haben. Irgendeine. Jede.

Und es gibt doch ein Leben!

Nach dem Birkenhof habe ich tatsächlich eine Ausbildung zur Krankenschwester angefangen, aber nach ca. einem Jahr wieder aufgegeben. Dann habe ich eine Art von Schmalspurausbildung zur Arzthelferin gemacht, aber nie in dem Beruf gearbeitet. Während dieser Zeit lernte ich meinen späteren Mann kennen, ein amerikanischer Soldat. Er symbolisierte gleichwohl ein Leben außerhalb dieses Landes, symbolisierte Freiheit. Eine Heirat mit ihm bedeutete für mich vor allem eines: ein Flugticket. Wir haben dann auch ziemlich bald geheiratet und sind in die USA gezogen. Das ganze endete natürlich in einem Desaster und ich kam mit meinem kleinen Sohn nach Europa zurück. Ich bin direkt nach Spanien geflogen, da meine Eltern inzwischen dort wohnten und ich einfach keine Ahnung hatte, was ich sonst tun sollte...

In Spanien wurden meine drei anderen Kinder geboren, die Beziehung mit ihrem Vater war geprägt von meiner „Schuld“ und seiner Selbstgerechtigkeit (vielleicht war es auch nur Angst), irgendwann war auch die zu Ende und ich kam nach insgesamt etwa 12 Jahren nach Deutschland zurück.

Wenig später habe ich dann das Abitur gemacht und in Hannover Sozialwissenschaften studiert. Und habe während und nach dem Studium intensiv an der historischen Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus in der Region Neustadt a. Rbge gearbeitet.

Heute quälen mich wieder die Albträume. Aber zum ersten Mal habe ich das Gefühl, sie werden aufhören. Weil ich endlich rede. Weil ich es will!

Und es war nur ein Jahr...

Ich war tatsächlich nur etwas länger als ein Jahr im Birkenhof, danach noch fast ein Jahr versteckt. Und doch: Es kommt mir vor, als hätte ich meine gesamte Jugend dort verbracht. Der Birkenhof hat alles andere aus meiner Erinnerung verdrängt, hat sich darin breit gemacht und dominiert selbst meine Kindheitserinnerung. Wie erst mag es denen gehen, die ungleich viel länger dort waren?

Und: wird es uns jemals gelingen, die Scham, das Schuldgefühl, den Schrecken aus unserem Leben zu verbannen?